

Buchbesprechungen

Geoffrey Parker: Der Dreißigjährige Krieg. Frankfurt/Main-New York 1991. Studienausgabe 401 S., 4 Karten, Chronolog. u. a. Tabellen, Personen- und Geographisches Register.

Die englisch-sprachige (Original-)Ausgabe dieses Werkes ist bereits 1984 erschienen, doch ist der sehr wertvolle „Bibliographische Essay“ für die erste deutsche Ausgabe von 1987 aktualisiert. Der Titel ist in Bezug auf seinen Verfasser verwirrend: er täuscht einen Autor vor, obwohl das Buch das Ergebnis der Arbeit von zehn Historikern ist. Erst diese Arbeit im Team macht die Bewältigung der gewaltigen, kaum überschaubaren Stoff-Fülle möglich, wird doch der Krieg als ein europäisches Ereignis dargestellt, nicht nur als deutscher Vorgang mit internationaler Beteiligung. So wird der Blick des Lesers für spanische und päpstliche, englische und siebenbürgische Politik geweitet. Das Geschehen wird aus unterschiedlichen nationalen und konfessionellen Perspektiven betrachtet, und doch gelingt es Parker weitgehend, die Forschungs- und Darstellungsergebnisse der zehn Autoren zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen. Das ging nur, weil sich jeder Einzelautor der Notwendigkeit tiefgehender Eingriffe des Hauptverfassers beugte. – Die deutsche Übersetzung von Udo Rennert ist gut lesbar, läßt aber einige Wünsche hinsichtlich grammatischer Exaktheit offen. Von besonderem Wert ist das 26 Seiten umfassende Literaturverzeichnis in Verbindung mit dem fast 20seitigen wertenden Essay; es bietet nicht nur einen Überblick über den Stand der internationalen Forschung, sondern dringt auch tief in die Literatur der deutschen Landesgeschichte ein. – Die Register können dagegen nicht befriedigen. Sie sind unvollständig (nicht nur, weil sie die wichtigen Informationen der Anmerkungen unberücksichtigt lassen), geben bei den Personen keine Lebensdaten an und sind in den Erläuterungen ungenau, teilweise sogar irreführend. Die Richtigkeit der Auswahlprinzipien beim geographischen Register muß bestritten werden.

Die Darstellung ist von wissenschaftlicher Behutsamkeit. Die Autoren sind sich fast immer bewußt, daß sie nicht nur über die bis 1939 „traumatischste Epoche der deutschen Geschichte“ (S. 308) schreiben, sondern daß die Geschichtsschreibung über den Dreißigjährigen Krieg selbst ein Schlachtfeld konfessioneller, ideologischer und politischer Kämpfe während vieler Historiker-Generationen gewesen ist. Trotzdem scheuen sie dort nicht klare, eindeutige und wertende Urteile, wo ihnen die Situation der Quellen und der Grad ihrer Erschließung und Aufarbeitung das Recht dazu geben. Im gegenteiligen Fall halten sie sich zurück, was sie dann aber auch deutlich äußern: „Es läßt sich schwer exakt sagen, zu welchem Zeitpunkt die Konfessionspolitik aufgegeben wurde.“ (S. 312). „Welches 1630/31 die wahren schwedischen Kriegsziele waren, muß im Dunkeln bleiben, da die verfügbaren Belege hierüber keine eindeutige Auskunft geben.“ (S. 332, A 95). Zusammen mit der Beleuchtung der Vorgänge aus differierenden Blickwinkeln macht diese Praxis des Urteilens unter den richtigen wissenschaftlichen Voraussetzungen die vorliegende Darstellung zu einem vorbildlichen Werk.

Der anhaltische Geschichte Interessierte wird Parkers „Der Dreißigjährige Krieg“ vor allem zwei Fragen stellen: „Spielen die vier anhaltischen Fürstentümer, ihr Gebiet, ihre Menschen, eine Rolle, werden sie erwähnt? Und: wird der Anteil anhaltischer Persönlichkeiten am Gang der europäischen Geschehnisse gewürdigt?“

Die erste Frage muß fast ganz verneint werden. Anhalt und die meisten deutschen Territorien sind zu klein, im Rahmen europäischer Entwicklungen zu unbedeutend, um in einem derartigen Überblickswerk genannt zu werden. Allgemeingültige Aussagen lassen sich viel leichter an größeren Territorialstaaten wie Bayern, Brandenburg oder Hessen gewinnen. Eine kleine Ausnahme ist die Nennung der Schlacht an der Dessauer Brücke 1626 (wobei dann Dessau im geographischen Register fehlt!).

Die zweite Frage kann ganz anders, nämlich bejahend beantwortet werden. Diese Bejahung bezieht sich allerdings verständlicherweise fast ausschließlich auf Fürst Christian I. von Anhalt-Bernburg (1568–1630) und endet zeitlich gleich nach 1620. Für die Hauptzeit des Krieges finden dann anhaltische Fürsten- und sonstige Persönlichkeiten berechtigterweise keinerlei Erwähnung mehr.

Die erste Nennung Christians begegnet dem Leser im Kapitel „Die Union, die Liga und die Politik in Europa“. Bei Charakterisierung der bewußt „konfessionell bestimmten Politik“ der Kurpfalz und der Rolle Heidelbergs als „einem der wichtigsten Zentren des reformierten Bekenntnisses“ wird auf ihre Anziehungskraft auf „tatkraftige calvinistische Adelige“ hingewiesen, „unter ihnen der besonders ehrgeizige und später am bekanntesten gewordene Fürst Christian von Anhalt-Bernburg. Christian wurde 1595 zum Statthalter der Oberpfalz ernannt“ und erreichte „bald die mehr oder weniger uneingeschränkte Kontrolle über die außenpolitischen Beziehungen der Pfalz.“ Er holte ihm ergebene Adlige in die pfälzische Administration, so daß „der Unterschied zwischen der pfälzischen und Anhalts eigener Politik immer geringer wurde“. Parker betont dann, daß diese pfälzischen Politiker ein „internationales katholisches Bündnis“ vermuten und einen großen Glaubenskrieg für unvermeidlich hielten. Deshalb wollten sie als Gegengewicht ein internationales Bündnis der Protestanten schaffen (S. 87/88).

Sodann schildert Parker die diplomatischen Bemühungen Christians, die sich keineswegs auf Deutschland beschränkten. Er streift Christians Unterstützung des französischen Königs Heinrich IV. als Kommandeur des nach Frankreich geführten Heeres der protestantischen deutschen Fürsten schon 1591, betont aber für das Jahrzehnt nach 1600 die Fehlschläge der Politik des Anhalters beim Werben um England und Frankreich. Ob Heinrich IV. wirklich derart ablehnend war, wie es Parker darstellt, muß hier dahingestellt bleiben.

Christians Aktivitäten konzentrierten sich nun wieder stärker auf Deutschland; aus der Erweiterung eines schon 1607 geschlossenen Vertrages schuf der Anhalter 1608 die protestantische Union. Sofort wieder begannen seine Bemühungen, dieses Bündnis international zu erweitern. Jedoch lehnten die Unionsvertreter selbst Anhalts Plan der Einbeziehung von Frankreich, Niederland, England und Dänemark ab. Christian ging daraufhin zu selbständigem Vorgehen über, worin Parker den Beginn einer verhängnisvollen Entwicklung sieht. Der Anhalter unterstützt nun seinen österreichischen Partner Tschernembl in dessen antihabsburgischen Bestrebungen.

Auch für den Jülich-Cleveschen Erbfolgestreit würdigt Parker die herausragende Rolle Christians völlig: Persönliche Verhandlungen mit Heinrich IV., der daraufhin in den Streit eingriff und ihn dadurch zu einer „internationalen Krise“ machte (S. 92). Innerhalb der Union verstärkte sich der Widerstand gegen die „waghalsige Politik Anhalts“ und seine Geheimdiplomatie (S. 94). Mit England und den Niederlanden gelingt Christian 1612 immerhin ein Vertragsabschluß, doch hat ihn die Ermordung Heinrichs IV. seines besten Bundesgenossen beraubt.

Die in den Folgejahren sich immer deutlicher abzeichnende Schwäche der Union wurde „für Anhalt ... durch den Niedergang der Liga wieder aufgewogen“ (S. 100). Er verhandelte sogar mit Bayern und kehrte nach dem Scheitern dieser Bemühungen „zu seiner früheren Strategie zurück, die kaiserliche Macht an ihrer Wurzel zu treffen, indem er die protestantischen Stände Österreichs und Böhmens unterstützte“. Auch wuchs Christians Interesse, „in Norditalien mit Venedig und Savoyen eine habsburgfeindliche Front zu errichten. Seit Venedigs großer Auseinandersetzung mit dem Papsttum 1605–1608 waren seine Agenten dort tätig ...“ (S. 101). 1618 schließlich kehrte Anhalt „zu seiner risikofreudigen Politik von 1609/10 zurück, nur ging es diesmal ... um die Zukunft des Reiches. Unter diesem Blickwinkel war die Herausforderung der Habsburger nicht unbedingt ein hoffnungsloses Unternehmen ... seine auswärtigen Verbündeten, vor allem England und Frankreich, hatten sich zwar als weniger zuverlässig erwiesen, als er gehofft hatte ...“, doch würden sie gezwungen sein, „sich auf die Seite der Habsburggegner zu stellen. Was Anhalt nicht vorhersehen konnte war, daß die zeitliche Abstimmung seiner Pläne durch unerwartete ... Nachrichten zunichte gemacht würde, die im Mai 1618 aus Prag nach Deutschland gelangten.“ (S. 102).

Mit den vorstehenden Darlegungen nimmt Parker die gewiß nicht immer konsequente Politik Christians erstaunlich weitgehend in Schutz. Ein wohl neuer Aspekt scheint es auch zu sein, wenn Parker die kulturellen Bestrebungen Anhalt-Köthens aus dieser Zeit als gewissermaßen

den Bestrebungen Christians untergeordnet betrachtet und meint, daß Christian, der „aktivste Vertreter der gegen Habsburg gerichteten Front, seine Vorstellungen nicht nur über die Staats-, sondern auch über die Kulturpolitik zu verwirklichen suchte“ (S. 110). Als Begründung dienen Parker die von Fürst Ludwig (im Text, aber nicht im Personenregister genannt!) verwirklichten Akademie-Pläne.

Die Darstellung der folgenden Entwicklungen nennt Christian seltener. Es wird noch einmal erwähnt, daß er vom Prager Fenstersturz überrascht wurde (S. 117), daß er den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zur Annahme der Böhmisches Krone gedrängt hat (S. 119), am Oberbefehl in der Schlacht am Weißen Berg maßgeblich beteiligt war (S. 129) und schließlich nach 1620 erstaunlich schnell sich von der Pfälzer Sache völlig zurückzog (S. 131).

Doch schweigt Parkers Werk noch nicht über Christian I. von Anhalt-Bernburg. Der agile Anhalter hatte in der Vorbereitungsphase des Krieges eine Rolle von so europäischer Bedeutung gespielt, daß er Parker zwei Erwähnungen im abschließenden und wertenden Kapitel „Der Krieg und die Politik“ wert ist. Zum ersten wird Christian unter denjenigen führenden Politikern genannt, bei denen „die Echtheit der religiösen Überzeugung“ ganz außer Zweifel stehe. Und dann heißt es – wohl doch etwas überzogen –, daß Friedrich V. nach 1618 „das Schicksal ergriff, das von ihm von den böhmischen Ständen und von Christian von Anhalt angeboten wurde“. Parker wendet sich dagegen, das irrationale Element in der kurpfälzischen Politik dieser entscheidenden Wochen und Monate zu übertreiben. Und sein Werk endet mit der Warnung, die deutschen Fürsten dieser Jahrzehnte zu sehr an den ausländischen Staatsmännern zu messen, die in der Regel persönlich und national nicht betroffen waren und daher viel entschlossener auftreten konnten als ihre deutschen Gegner und Partner. –

Parkers Werk wird sich Berichtigungen gefallen lassen müssen, auch in Bezug auf Christian, seine Beziehungen und seine Bedeutung. Wird es sich doch sogar selbst untreu, wenn es besonders wichtige und einflußreiche Persönlichkeiten von europäischem Rang wie z. B. Peter Wok von Rosenberg aus Böhmen und den Theologen der Republik Venedig, Fra Paolo Sarpi, nicht nennt – nicht etwa weil sie mit Christian in engem Austausch gestanden haben, muß das erwähnt werden, sondern weil ihre Rolle auf der Bühne der europäischen Politik so gewichtig war (in diesen Fällen fehlt charakteristischerweise auch die Angabe von Spezialliteratur). Im ganzen aber zeichnet Parker ein Bild der zwei Jahrzehnte vor dem Dreißigjährigen Krieg, in dem Christian I. von Anhalt-Bernburg seiner realen Bedeutung nach voll gewürdigt wird. Hieran können sich manche deutsche Autoren ein Beispiel nehmen.

Hartmut Ross, Oranienbaum

Trenck der Pandur belagert und erobert Cham im Jahre 1742. Herausgegeben von den Altstadtfreunden e. V. mit Unterstützung des Historischen Vereins der Oberpfalz und Regensburg, Cham 1993, 88 S., DM 14.–

Begrüßenswert war es zum Jahrestag 1992, daß aus der von Trenck schwer betroffenen Stadt (1742) der Anstoß zu einer Textausgabe kam, die allerdings vom Titel her nicht ersichtlich ist. Erst nach Vorwort und einführenden Bemerkungen sowie Einleitung von Evelyn Straßer, Willi Straßer und Herbert Maurer, den verdienstvollen Regionalhistorikern des Landkreises Cham, stößt der Leser auf die Beschreibung von Chams „schwärzesten und leidvollsten Tagen“ aus der Feder des Franz Seraph Sebastian Baader von Kollenberg (1820). Diese Edition ist längst überfällig und findet als solche Anerkennung. In mancher Hinsicht hätte es freilich größerer Sorgfalt bedurft: die Einleitung wäre am besten an der Person des Zeitzeugen orientiert worden und erst in zweiter Linie am verbrecherischen Treiben von Trencks Leuten. Denn gerade über Baader wüßten wir gerne mehr (sein Studium usw.). Genauigkeit würde man auch in anderer Hinsicht erwarten: Kamen die Panduren aus Ungarn? War Maria Theresia damals schon Kaiserin? Um welchen Kaiser Karl handelt es sich? Wer den Kommentar zu Rate zieht, hält nach Quellen, Sekundärliteratur und weiteren Gewährsleuten vergeblich Ausschau. Nun ist es bekanntlich nicht die Stärke der Mitglieder des Arbeitskreises für Heimatforschung im Landkreis Cham, sich gegenseitig zu zitieren, wie der Rezensent – selber ein Mitarbeiter innerhalb dieses aktiven Forscherzirkels – unumwunden zugeben muß. Gerade die Beiträge von Willi Straßer

der sich um die Landkreisgeschichte sowie Denkmalpflege größte Verdienste erworben hat, harren als forschungsgeschichtliche Schätze wieder der Hebung. Hier wird man also mit Blick auf wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche, jedoch neugierige und weiterfragende Leser in Zukunft bedachter vorgehen müssen. Vor allem der genannte Kreis hat in der Vergangenheit auf den verschiedensten Ebenen so erfolgreich gearbeitet, daß es seine Ergebnisse verdienen vorgestellt zu werden. Daher befreit die vorliegende Textausgabe also denjenigen nicht von weiterer Materialsuche, der sich mit Trenck genauer befassen möchte. Unberührt von diesen Anmerkungen ist es jedoch der Text Baaders an sich, für dessen Präsentation wird es den Herausgebern danken.

Winfried Baumann

St. Emmeram in Regensburg. Geschichte – Kunst – Denkmalpflege = Thurn und Taxis-Studien Band 18, hrsg. von *Fürst Thurn und Taxis Zentralarchiv und Hofbibliothek*. 282 S. mit zahlreichen schwarz-weiß Abb. durchgehend auf Kunstdruckpapier, 1992.

Das schon zu guter Tradition gewordene Herbstsymposium, veranstaltet in Zusammenarbeit von Volkshochschule und Denkmalschutzbehörde der Stadt Regensburg stand 1991 unter der Thematik: St. Emmeram in Regensburg, Geschichte – Kunst – Denkmalpflege. Zu Ende der Veranstaltung wurde der Wunsch geäußert, die einzelnen Vorträge im Druck erscheinen zu lassen. Daß diese Anregung auch realisiert wurde, ist nur zu begrüßen, denn das Symposium gab eine bisher wohl einmalige Zusammenschau der Forschungsansätze der verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen zum Thema „St. Emmeram“.

Man darf den Beitrag von Andreas Kraus „Sankt Emmeram in Regensburg. Geschichte eines Jahrtausends bayerischen Geisteslebens“ (S. 11–23) wohl als das Grundsatzreferat der gesamten Veranstaltung bezeichnen. In gewohnt souveräner Weise wird hier ein Millennium des geistigen Erwachens, der Hochblüte und des Verwelkens auf das Wesentliche konzentriert, nachvollzogen. Aber Andreas Kraus, der kritische Historiker, glorifiziert nicht, er bringt die nüchternen Fakten, er verschweigt nicht, daß das Kloster St. Emmeram keineswegs zu allen Zeiten gleichsam die Sonne am Himmel der Gelehrsamkeit war, um die alle anderen wie Trabanten kreisten, es hatte sehr wohl auch seine Tiefen durchzustehen.

Will man zu den Ursprüngen der Verehrung des hl. Emmeram vorstoßen, so kommt man nicht umhin, sich mit der Vita des Heiligen zu beschäftigen. Lothar Kolmer tat dies unter dem Titel „Arbeo von Freising und die Vita Haimhrammi“ (S. 25–32), Johannes G. Mayer in einer vergleichenden Studie „Die Heiligen Emmeram und Kilian: Beobachtungen zu den ältesten Viten“ (S. 33–40). Es ist schon viel über Wert oder Unwert der hagiographischen Überlieferung diskutiert worden, war sie nur fromme Erbauungsliteratur oder steckt in jeder Vita doch das Körnchen Wahrheit. Beide kommen zu dem Ergebnis, daß die Lebensbeschreibungen der Heiligen als Geschichtsquelle aus einer weithin schriftlosen Zeit nicht beiseite geschoben werden können, nimmt man nur das oft üppig rankende Beiwerk legendenhafter Topoi ab.

„Die Bestimmung der Gebeine des Hl. Emmeram. Aspekte von Aussageniveaus bei Datenvernetzung“ (S. 49–59), unter diesem Titel stellte Olav Röhrer-Ertl seinen Vortrag im Rahmen des Symposiums. Nun, sein Forschungsprojekt, Skelettreste als die des hl. Emmeram zu identifizieren, ist nicht neu. Bereits in Band 19 (1985) 7–131 der Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg veröffentlichte er seine Forschungsergebnisse als „Der St. Emmeram-Fall. Abhandlung und Berichte zur Identifikation der Individuen I und II aus der Pfarrkirche St. Emmeram in Regensburg mit dem Hl. Emmeram und Hugo“. Der Vortrag war ein Exzerpt aus dieser Abhandlung und aus einer 1981 in Heft 39 des Anthropologischen Anzeigers erschienenen kurzen Studie – doch leichter verständlich wurde die von Röhrer-Ertl behandelte Materie dadurch nicht.

Wesentlich leichter tut man sich da mit dem Beitrag von Hermann Dannheimer „St. Peter zu Aschheim – erste Grabstätte des hl. Emmeram. Archäologische Funde und Befunde“ (S. 61–69). Hier werden Fakten aufgezeigt, wie sie sich durch Ausgrabungen der Jahre 1936/37 und 1967 ergeben haben und dies auch noch in einer Sprache, die selbst von einem Nicht-Fachmann, der dem archäologischen Fachjargon völlig unbeleckt gegenübersteht, verstanden wird. Eine präzise Darstellung von Forschungsergebnissen, so wie man sie sich wünscht.

Von Karl Babls Beitrag „Emmeramskult“ (S. 71–79) dürfen keine über seine in Band 18 der Thurn und Taxis-Studien erschienene Arbeit „Emmeram in Regensburg. Legende und Kult“ hinausreichenden Erkenntnisse erwartet werden. Unerfindlich bleibt, warum muß, um die Wissenschaftlichkeit eines Textes zu beweisen, zu so monströsen Wortschöpfungen wie „Verlegendungsprozeß“ gegriffen werden.

„Beobachtungen zur Verehrung des heiligen Emmeram im Ries“ (S. 81–93) trifft Alois Schmid. Diese Verdichtung von Emmerampatrozinien weitab des Hauptverbreitungsgebietes in Altbayern ist zwar schon Karl Babl aufgefallen, doch die zeitliche Zuordnung dieses überraschenden Phänomens hält er für ein unlösbares Problem, das es auch sein muß, trifft man seine Beobachtungen aus volkskundlicher Sicht. Um hier zu einer Lösung zu kommen, bedarf es der quellenkritischen Methode, wie Alois Schmid sie angewandt hat. Ein vorzüglicher Beitrag von Schmid, der neue Wege weist, statt altbekannte Fakten aufzuwärmen.

„Neue Quellen zur Bau- und Kunstgeschichte St. Emmerams im Mittelalter“ (S. 95–107) zeigt Franz Fuchs auf aus dem so reichen schriftlichen Quellenmaterial von Kloster St. Emmeran. Hier bleibt noch viel Arbeit zu tun, und würde man nur den von Fuchs eingeschlagenen Weg der exakten Quelleninterpretation konsequent weiterverfolgen, könnte man sich manche spekulativen Überlegungen ersparen.

Karl Hausberger sieht „Das Kloster St. Emmeram als Brennspeigel der mittelalterlichen Geschichte Regensburgs“ (S. 109–115). Ein brillant formulierter Vortrag, den Hausberger auf dem Symposium nicht zum erstenmal hielt, der aber nun in gedruckter Form vorliegt, ein attraktiver Titel, weckt er mehr Erwartungen als die Ausführungen halten?

„Neue Forschungen zur Baugeschichte von St. Emmeram und St. Rupert“ (S. 117–162) werden von Jochen Zink angestellt und ihre Ergebnisse einem breiteren Publikum zugänglich gemacht. Daß es sich bei diesem Beitrag nicht um den Abdruck des im Rahmen des Symposiums gehaltenen Vortrags, sondern um eine wesentlich erweiterte Fassung handelt, hätte keiner eigenen Erwähnung bedurft. Die mit 24 Abbildungen, davon 15 Planskizzen versehene umfangreiche Studie hätte eine gesonderte Publikation verdient.

Mit einer äußerst schwierigen Materie befaßte sich Ulrich Kuder in seinem Beitrag „Der spekulative Gehalt der vier ersten Bildseiten des Utacodex“ (S. 163–178), doch kann man feststellen, daß es dem Autor gelungen ist, die Komplexität zwischen theologischer Aussagekraft und künstlerischer Umsetzung dieser einzigartigen Buchmalereien überzeugend und verständlich darzustellen.

„Das romanische Deckentabulat der Klosterkirche St. Emmeram“ (S. 179–187), so das direktive Thema des Vortrags von Peter Morsbach. Doch was geboten wird, ist der Versuch einer Rekonstruktion, basierend auf der Kompilation mittelalterlicher Handschriften verschiedenster Provenienzen, mehr nicht.

Auf gesicherten Boden gibt man sich dagegen bei der Untersuchung zu „Romanische Wandmalereien im ehemaligen Kapitelsaal des Klosters St. Emmeram“ (S. 189–196) von Heidrun Stein-Kecks. Es ist sozusagen ein Tatsachenbericht, eine exakte kunsthistorische Würdigung der bei den Restaurierungsarbeiten 1973 freigelegten Fresken, die sich nicht in nebulösen Wahrscheinlichkeiten ergötzt.

„Restaurierungsgeschichte und Geschichte der Denkmalpflege am Beispiel von St. Emmeram“ (S. 197–207) expliziert Harald Giess den Lesern. Eine von fundierter Fachkenntnis getragene Arbeit, in der deutlich das persönliche Engagement für die Notwendigkeit und die Bedeutung der Denkmalpflege durchklingt, mit der es dem Autor aber auch gelingt, Interesse und Verständnis für die nicht immer und von allen geliebte Tätigkeit der Denkmalschützer zu wecken.

„Die Ausstattung der Klosterkirche St. Emmeram unter Abt Cölestin Vogl (1655–1691)“ (S. 209–223) sieht Christine Riedl historisch richtig als „eine wohl überlegte Erwidmung der Benediktiner von St. Emmeram auf die Herausforderung der protestantischen Reichsstadt Regensburg“, denn Barock ist mehr als eine Stilrichtung, er ist der Ausdruck eines neuerwachten Lebensgefühls, der alle Bereiche des Lebens umfaßt, ein Phänomen, das von der Autorin sehr gut herausgearbeitet wurde.

Auf „Die Umgestaltung des Innenraumes von St. Emmeram im 18. Jahrhundert“ (S. 225–234) geht Bernhard Rupprecht in einem Grundsatzreferat ein, wie man es wohl nennen kann, denn es gehört zu den Unwägbarkeiten, warum gerade diese Baumaßnahmen, die so einschneidende

Veränderungen der Innenarchitektur der Kirche brachte, bisher in der einschlägigen Literatur so wenig Beachtung fand. In straffer Formulierung wurden hier alle wesentlichen Punkte herausgearbeitet und es bleibt zu hoffen, daß diese Studie Denkanstöße gibt, sich mit dieser Phase Emmeramer Baugeschichte näher zu befassen.

„Die Bibliothek von St. Emmeram als Spiegel von Literatur und Wissenschaft“ (S. 235–243), der in souveräner Manier von Eberhard Dünninger gehaltene Vortrag ist durch die Drucklegung glücklicherweise einem breiten, an Bibliotheksgeschichte interessierten Publikum zugänglich. Auch wenn Dünninger selbst glaubt, hier nur Streiflichter setzen zu können, so zeichnet es eben den Kenner einer Materie aus, in einem Strom herauszuschälen und sie wie in einem Brennspiegel zusammenzufassen.

„Drei Prälaten des Reichsstiftes St. Emmeram zu Regensburg im 18. Jahrhundert“ (S. 245–249) stellt Egon Johannes Greipl vor, es sind Anselm Godin, Johann Baptist Kraus und Frobenius Forster. Nun, mit dieser Studie hat Greipl gründlich die landläufige Meinung von sinnenfreudigen und bauwütigen Barockprälaten korrigiert. Diese Fürststäbte waren wissenschaftlich-literarisch tätig. Schade, daß Greipl sich bei seinem Vortrag so strikt an die ihm vorgegebene kurze Redezeit hielt, mehr noch zu bedauern, daß er diesen für die Drucklegung nicht erweiterte, wie es an anderer Stelle geschehen ist.

Dieser letzte Satz steht auch für den Beitrag von Walter Ziegler „Das Reichsstift St. Emmeram zwischen Regensburg, Bayern und dem Reich“ (S. 251–256). Ziegler ist für diese Problemstellung kompetent, in dieser vorgegebenen Kürze konnte er nur Aspekte dieses vielschichtigen Fragenkomplexes herausgreifen, dies allerdings, aufgrund seines profunden Wissens, gekonnt.

„Das säkularisierte Reichsstift St. Emmeram. Seine Bauentwicklung unter den Fürsten von Thurn und Taxis“ (S. 257–265), eine Entwicklung, die Martin Dallmeier vor dem historischen Hintergrund von über zwei Jahrhunderten nachzeichnet. Wie kamen die Fürsten von Thurn und Taxis in den Besitz der säkularisierten Stiftungsgebäude, was fanden sie vor, welche baulichen Veränderungen nahmen sie vor. Eine äußerst interessante Studie über Baumaßnahmen, die dem heutigen Besucher des Areals, zumindest in diesem Maße, nicht bewußt sind. Es ist aber auch eine Reminiszenz an das vergangene Jahrhundert, in welchem bedenkenlos Gebäude zum Abriß freigegeben werden konnten zugunsten eines Ensembles im Geschmack der Zeit.

Abschließend (S. 267–278) der von Renate Staudinger mit großem Fleiß und viel Sachkenntnis erstellte Katalog zu einer die Vorträge ergänzenden Ausstellung unter dem Gesichtspunkt „Historische Ansichten des Reichsstiftes St. Emmeram“.

Zum Abschluß nur der kurze Hinweis, der Beitrag von Udo Osterhaus „Ausgrabungen bei St. Emmeram“ (S. 41–48) wurde weder übersehen noch geflissentlich übergangen. Doch jede Besprechung käme für Osterhaus, den besten Kenner des vor- und frühgeschichtlichen Regensburg, einer posthumen Laudatio gleich, die er nicht nötig hat.

Paul Mai

Johannes Braun: Nordgau-Chronik. Herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Eckert, Herbruck. Erschienen 1993 im Selbstverlag des Herausgebers. DM 50,-- Gebunden 526 S.

Bisher galt sie als Geheimtip für Lokal- und Regionalhistoriker, so geheim, daß die Großmeister der bayer. Geschichtsschreibung kaum von ihr Kenntnis genommen haben. Sie war auch nur in wenigen Handschriften vorhanden. Wer aber das Glück hatte, solch ein Exemplar in die Hand zu bekommen, dem stand eine Fülle von Daten offen aus der Geschichte bayerischer Herrscherhäuser vom 11.–17. Jahrhundert. Aber auch das tat sich vor ihm auf, was wir in vielen Geschichtsbüchern vergeblich suchen: wie die Menschen jener Zeit lebten; was die einfachen Leute an Nöten und Entbehrungen zu tragen hatten, welche Freuden und Hoffnungen sie bewegten und welche Geschichten über besondere, wundersame Begebenheiten sie sich erzählten.

Jetzt steht diese einmalige Quelle regionaler Geschichtsschreibung allen Interessierten offen. Prof. Dr. A. Eckert hat die im evang.-luth. Dekanat Sulzbach/Opf. befindliche Handschrift für den Druck vorbereitet, sie mit den anderen Handschriften (vor allem mit dem in der Bayer. Staatsbibliothek in München vorhandenen Original) verglichen und die Abweichungen sorgfältig belegt. Und er hat sich die Mühe gemacht, alle wichtigen Namen in einem umfangreichen Anhang zu jedem Buch nachzuweisen und damit die für unser Verständnis notwendigen Quer-

verbindungen zu schaffen. Gemeint ist die *Nordgau-Chronik* von Johannes Braun aus dem Jahr 1648, die mit dieser Veröffentlichung allen zugänglich geworden ist, die sich für die Geschichte der Oberpfalz, für bayerische Geschichte oder auch für die Geschichte von Reformation und Gegenreformation interessieren.

Der 1581 als Sohn eines Sattlermeisters in Sulzbach geborene Johannes Braun besuchte in seiner Heimatstadt die Lateinschule und zog mit 18 Jahren als Theologiestudent an die Universität Leipzig. 1605 finden wir ihn als Lehrer an der Sulzbacher Lateinschule, 1607–12 ist er als evangelischer Prediger in Tissa/Westböhmen tätig. Als 1612 der 1. Diakon (= 3. Pfarrer) in Sulzbach stirbt, setzt der alte Superintendent Jugler alles daran, den fähigen jungen Mann wieder in seine Heimatstadt zurückzuholen. Der Rat schlägt ihn zur Besetzung der freien Stelle vor, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg beruft ihn. Nach dessen Tod im Jahr 1614 übernimmt sein zweiter Sohn August die Teilherrschaft über Sulzbach, Floß, Vohenstrauß und Parkstein/Weiden. Entschieden wendet er sich gegen alle Rekatholisierungsversuche seines 1613 zur katholischen Kirche konvertierten älteren Bruders, dem die Oberherrschaft über das Land zusteht. Nachdem dieser das von seinem Großvater gegründete Gymnasium Illustre in Lauingen aufgelöst hatte, erhebt August die Sulzbacher Lateinschule zu einem Gymnasium Illustre und stattet sie mit so guten Professoren aus, daß die Studenten von weither kommen. Johannes Braun wird zum Professor für Alte Sprachen berufen, behält aber das Diakonat weiterhin bei. Als Pfalzgraf August 1622 der erste Sohn geboren wird, beauftragt er Johannes Braun, die Geschichte seiner Herrschaft von den Anfängen an zusammenzutragen und aufzuschreiben. Das Ergebnis ist die *Nordgau-Chronik*, welche Braun im Jahr 1648 Pfalzgraf Christian August, dem Sohn von Pfalzgraf August, widmet. Zwischen Auftrag und Widmung liegen wirre Jahre: Braun mußte 1628 seine Heimat verlassen und fand Aufnahme in Oberfranken, wo er nach Jahren als Pfarrer in Melkendorf schließlich 1637 zum Superintendenten von Bayreuth berufen wurde, wo er 1651 starb. Pfalzgraf August, sein Fürst, der beste Freund und Kampfgenosse des Schwedenkönigs Gustav Adolf, war schon im August 1632 verstorben. Er übergibt das Werk dem jungen Fürsten mit dem Wunsche, daß seiner Heimat bald wieder das reine Evangelium geschenkt werden und erhalten bleiben möge.

Die Nordgau-Chronik ist in sechs Bücher eingeteilt. Das erste Buch erzählt vom Nordgau (darunter verstand man das Gebiet nördlich der Donau und östlich der fränkischen Gebiete. Wichtigster Ort war Nürnberg.) und den mächtigen Nordgaugrafen, die Sulzbach gründeten und ihren Sitz in Kastl in ein Kloster umwandelten. Das zweite Buch berichtet über die Herrschaft der bayerischen Wittelsbacher und das neuböhmische Intermezzo. Im dritten Buch wird der verhängnisvolle Landshuter Erbfolgekrieg geschildert, aus dem das Fürstentum Pfalz-Neuburg (später „die Junge Pfalz“ genannt) hervorging. Die kirchlichen Verhältnisse am Vorabend der Reformation werden breit dargestellt. Das vierte Buch beschreibt die Einführung der Reformation unter Pfalzgraf Ottheinrich und die musterhafte lutherische Landeskirche im Fürstentum unter Pfalzgraf Philipp Ludwig. Das fünfte Buch muß über „die Religions-Änderung und große Verfolgung im Fürstenthum Neuburg und Sulzbach“ berichten. Im sechsten Buch wird die Stadt Sulzbach mit den zum Fürstentum gehörenden Dörfern ausführlich beschrieben: eine Fundgrube zeitgenössischer Schilderungen des Lebens in jener Zeit, von Landwirtschaft, Handwerk und Eisenerzbergbau.

Pfarrer Dr. Eckert hat das Buch auf eigene Kosten herausgebracht. Auch darum wünsche ich diesem Werk eine weite Verbreitung. Der Herausgeber, dem für seine exakte Arbeit nicht genug gedankt werden kann, sollte zur Mühe nicht auch noch den wirtschaftlichen Verlust haben!

Günter Heidecker

Klaus Hofmann: Die Verdrängung der Juden aus öffentlichem Dienst und selbständigen Berufen in Regensburg 1933 – 1939 (= Rechtshistorische Reihe 110). Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Lang 1993. 208 S., Kartonierte – ISBN 3.631.45547.X.

Der Verfasser skizziert in seiner von der juristischen Fakultät der Universität Regensburg angenommenen Dissertation zunächst auf 20 Seiten die Ausgangslage für die Judenverfolgung sowohl im Deutschen Reich als auch – relativ knapp – in Regensburg. Im Anschluß daran stellt

er auf 76 Seiten das recht füllige juristische Instrumentarium vor, mit dem die nationalsozialistische Regierung die deutschen Israeliten ab dem 5. März 1933 verfolgte. Schließlich berichtet Hofmann auf 82 Seiten systematisch und unter dem in der Einleitung auf Seite 29 angesprochenen „juristischen Aspekt“ von der Verdrängung der Regensburger Juden aus ihren Berufen. Der Verfasser hat dabei fast alle Quellen, die von der lokalhistorischen Forschung bereits erschlossen waren, noch einmal eingesehen und bei seiner Argumentation verwendet. Daß er zusätzlich bisher nicht bearbeitete Akten vor allem aus dem Staatsarchiv Amberg, dem Landgericht Regensburg und der Bezirksfinanzdirektion Ansbach ausgehoben hat, wird jeder Historiker begrüßen. Als recht praktisch dürfte sich auch das ausführliche alphabetische Verzeichnis von Regensburger jüdischen „Einzelfirmen und Personengesellschaften“ auf den Seiten 171 bis 196 erweisen.

Im Anschluß an die Lektüre der Dissertation Hofmanns kann man sich fragen, ob die Lage der Lehrer an der israelitischen Volksschule und an den höheren Schulen (im Fach Religionslehre) nicht doch eine Erwähnung verdient hätte. Schließlich erfährt der Leser auf Seite 164 f. auch, daß eine auswärtige Jüdin als Stehgeigerin in Regensburg unerwünscht war. Obwohl nicht nur fast alle Historiker, sondern auch viele Juden selbst die Bezeichnung „israelitisch“ meiden, sollte man doch bedenken, daß die Kultusgemeinde in Regensburg das Epitheton „israelitisch“ führte. Die Nationalsozialisten ignorierten dieses Adjektiv zugunsten der Vokabel „jüdisch“. Im Verständnis der nach 1933 regierenden Machthaber sollte das Wort „Jude“ ausgrenzen. Die auf Seite 125 erwähnten Vornamen (Adam und Adolf) des Regensburger Staatsanwaltes Dr. Müller entsprachen durchaus der Norm, trugen doch die meisten Israeliten neben einem in der Landessprache üblichen (hier: Adolf) einen im Kult gebrauchten hebräischen Namen (hier: Adam). Dabei griff man bisweilen auf die Möglichkeit der Alliteration zurück.

Weil es Hofmann versteht, das Zusammenspiel der gesetzlichen und der ungesetzlichen Maßnahmen der Nationalsozialisten am Beispiel Regensburgs in der Zeit von 1933 bis 1939 aufzuzeigen, kann man die Lektüre seiner Dissertation durchaus empfehlen.

Siegfried Wittmer

Die Matrikel des Bistums Regensburg vom Jahr 1600. Hrsg. v. Manfred Heim (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Beiband 7), Regensburg: Verlag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte 1993, XII u. 108 S., Kartoniert, DM 30,—.

Eine Bistumsmatrikel ist ein kirchliches Amtshandbuch zur Beschreibung der Pfarreien eines Bistums. Die vorliegende Bistumsmatrikel wurde in der Hauptsache um das Jahr 1600 von der damaligen Bistumsverwaltung zum eigenen Gebrauch angelegt; doch enthält der Haupttext Zusätze, Streichungen und Korrekturen aus dem Zeitraum von 1570 bis 1620. Dies ist die Phase, als noch ein Großteil des Bistums Regensburg protestantisch bzw. calvinistisch war, so die pfalz-neuburgischen Gebiete (seit 1529), die Reichsstadt Regensburg (seit 1542), die kurpfälzische Oberpfalz mit der Grafschaft Cham und dem Stiffland Waldsassen (seit 1556); katholisch geblieben waren im wesentlichen nur der zum Herzogtum Bayern gehörig südliche Teil des Bistums, dazu die regensburgischen Hochstiftsgebiete Wörth an der Donau und Ilohenburg im Nordgau. Für den katholischen gebliebenen Bistumsteil führt die Matrikel die Pfarreien auf, alphabetisch nach Orten von A–Z, von „Andermannsdorf“ bis „Zaytzkofen“. Die Eintragungen enthalten Angaben über Pfarrkirchen, Kirchenpatronate, Pfarrer, Rechtsverhältnisse, Benefizien, Kommunikanten, Filialkirchen, Kooperatoren, Altäre, Meßstiftungen, Friedhöfe etc. Die Grundsprache ist lateinisch, manchmal finden sich deutsche Zusätze.

Es ist ein echtes Verdienst des wiss. Assistenten am Institut für Kirchengeschichte der Kath.-Theol. Fakultät der Universität München, Dr. Georg Heim M. A., auf Anregung des 1. Vorsitzenden des Vereines für Regensburger Bistumsgeschichte, Prof. Dr. Georg Schwaiger, die mühevollen Edition dieser – teilweise äußerst schwer lesbaren – Bistumsmatrikel auf sich genommen haben. Zusammen mit der – ebenfalls von Heim 1990 herausgegebenen – Matrikel des Bistums Regensburg vom Jahre 1665 des Erzdechanten Gedeon Forster (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Beiband 3) bildet diese Bistumsbeschreibung einen unverzichtbaren Quellenbaustein der Regensburger Bistumsgeschichte der Periode zwischen Reformation und Rekatholisierung im 16./17. Jahrhundert.

Werner Chrobak

Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Band 27, Regensburg: Verlag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte 1993, 53* u. 586 Seiten. Brosch. DM 95. –, für Mitglieder des Vereins DM 30, –.

Im vorliegenden 27. Band der Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg untersucht Archivdirektor Paul Mai die Visitation des Jahres 1559 im Bistum Regensburg und legt die 550 Seiten umfassende Edition des Regensburger Visitationsberichts vor. In den Jahren 1558–1560 wurde durch herzogliche und bischöfliche Bevollmächtigte die erste große und allgemeine Visitation der alten bayerischen Kirchenprovinz abgehalten. Sie stellt die erste umfassende Bestandsaufnahme der Kirche um die Mitte des 16. Jahrhunderts dar, die Herzog und Bischöfe gemeinsam durchführten. Insgesamt sind uns aus den Bistümern Salzburg, Passau, Regensburg und Freising vier umfangreiche Schlußberichte dieser Visitation erhalten geblieben. Bereits im Druck erschienen sind die Visitationsprotokolle für das Bistum Freising sowie für die bayerischen Teile des Erzbistums Salzburg und dessen Eigenbistum Chiemsee. Das Original des Visitationsprotokolls für das Bistum Regensburg aus dem Jahre 1559 ist verschollen. Erhalten geblieben ist nur eine Abschrift aus dem Jahre 1792, die in zwei Foliobänden mit insgesamt 1315 Seiten im Bischöflichen Zentralarchiv Regensburg aufbewahrt wird. Angefertigt hat diese Abschrift der Bibliothekar des Klosters Weltenburg P. Ildephons Hefele, ein weiterer Konventuale dieser Benediktinerabtei, P. Innocentius Ostermair, übernahm die Kollation. Im einleitenden Kapitel (S. 5*–53*) gibt P. Mai eine Beschreibung der Handschrift, erörtert die Frage über den Verbleib des Originals, schildert die kirchliche Entwicklung im Bistum Regensburg nach den Visitationen von 1508 und 1526 und stellt die Maßnahmen der Herzöge Ludwig X., Wilhelm IV. und Albrecht V. dar, die zur ersten großen Visitation in Bayern von 1558–1560 führten. Ein erster Überblick, zu welchen Ergebnissen diese große Bestandsaufnahme im Bistum Regensburg führte, schließt die Einleitung ab. Nachdem zunächst seit September 1558 die bayerischen Teile des Erzbistums Salzburg und dessen Eigenbistum Chiemsee und seit Oktober 1558 das Bistum Passau visitiert worden waren, begannen seit Februar 1559 die bischöflichen und herzoglichen Kommissare die Gebiete des Bistums Regensburg zu untersuchen, die unter bayerischer Landshoheit standen, was flächenmäßig etwa der Hälfte der Regensburger Diözese entsprach. Nicht erfaßt wurden u. a. die freie Reichsstadt Regensburg mit ihren innerhalb der Stadt liegenden Klöstern und Stiften, die hochstiftischen Herrschaften Wörth a. d. Donau und Hohenburg sowie die Landgrafschaft Leuchtenberg. In einem Zeitraum von etwa 6 Wochen wurden nicht nur an die 364 Geistliche und ihre Seelsorgestellen visitiert, sondern auch die im Visitationsgebiet gelegenen Klöster und Stifte. Die Visitatoren nahmen an zentral gelegenen Orten ihren Aufenthalt, an denen die Inhaber der Seelsorgestellen aus dem Umland persönlich zu erscheinen hatten. Begonnen wurde die Untersuchung an der „Mahlstatt“ Regensburg und führte über Mallersdorf, Straubing, Windberg, Deggendorf, Plattling, Dingolfing, Frontenhäuser, Vilsbiburg, Landshut, Kelheim, Pfeffenhausen bis nach Pförring. Visitiert wurde nach einem einheitlichen Fragekatalog. Die Geistlichen mußten ihre Weihezeugnisse vorlegen und eine Vielzahl von Fragen beantworten: Zu welchen Themen und wann sie ihre Predigten hielten? Welche Literatur sie zur Vorbereitung ihrer Predigten herangezogen? Ob sie einen Katechismus besaßen? Wer die Gemeinde in Fragen des Glaubens unterwies? Ob die Pfarrherren einen angemessenen Lebenswandel führten? Ob sie das Fastengebot und den Zölibat einhielten? Wie weit die jeweilige Pfarrgemeinde von der neuen Lehre ergriffen worden war? Aber auch vor Ort wurden die Seelsorgestellen in Augenschein genommen und der Zustand der sakralen Gerätschaften überprüft sowie die Schäden an Kirchen, Pfarrhäusern, Mesnerhäusern und Friedhöfen schriftlich festgehalten. P. Mai hat mit der Edition dieses Visitationsberichts eine wichtige Quelle für die Pfarr-, Schul-, Bildungs-, Frömmigkeits- und Klostergeschichte im Bistum Regensburg aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts allgemein zugänglich gemacht. Ein umfangreiches Personen- und Ortsnamenregister sowie ein Verzeichnis der Patrozinien erschließen diese Quellen vorzüglich. Viele neue Erkenntnisse über die religiöse Situation im Bistum Regensburg während des Reformationsjahrhunderts lassen sich anhand des hier vorgelegten Visitationsberichts vor allem dann gewinnen, wenn man ihn mit den Protokollen der Visitationen von 1508 und 1526 vergleicht, deren Texte bereits in den Bänden 18 und 21 der Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg vorgelegt worden sind.

Stephan Acht

241

Hanauer, Josef: Die bayerischen Kurfürsten Maximilian I. und Ferdinand Maria und die katholische Restauration in der Oberpfalz (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bei-Bd. 6), Regensburg: Verlag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte 1993, 200 S. m. 2 sw-Abb., 2 Karten, kartoniert, DM 45. – für Vereinsmitglieder.

Der Autor hat sich einer überaus diffizilen und heiklen Materie angenommen. Wie kaum eine andere Region im Heiligen Römischen Reich geriet das Gebiet der heutigen Oberpfalz in das Spannungsfeld zwischen Altgläubigen und Protestanten und wurde von den durch Reformation und Gegenreformation ausgelösten Erschütterungen erfaßt, die im Dreißigjährigen Krieg einen schrecklichen Höhepunkt erreichten. J. Hanauer beschreibt ausführlich die komplizierten territorialen Verhältnisse und Veränderungen, die bei dem seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 rechtsgültigen Grundsatz *cuius regio eius religio* entsprechende konfessionelle Entwicklungen zur Folge hatten. Im ehemaligen Fürstentum Oberpfalz etwa, dem größten der behandelten Territorien, wurde im Zeitraum von ungefähr 75 Jahren nicht weniger als fünfmal vom Volk ein Bekenntniswechsel gefordert, wenngleich nicht immer voll durchgesetzt. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt, dem Thema gemäß, bei der katholischen Restauration. Dabei befaßt sich Hanauer nicht nur mit der Rekatholisierung der Bevölkerung und der einschlägigen Institutionen, mit der Schwierigkeit, genügend geeignete Seelsorger für diese Aufgabe zu gewinnen und mit der Sonderbehandlung des Adels, sondern geht auch auf die Verwendung der Einkünfte sowie die teilweise Wiederbesetzung der ehemaligen Klöster und vor allem die langwierigen Verhandlungen zwischen staatlichen und kirchlichen Stellen über verschiedene strittige finanzielle und rechtliche Angelegenheiten ein. Er stellt klar, daß die bayerischen Landesfürsten sich weit mehr Verdienste um die katholische Restauration in der Oberpfalz erworben haben als die zuständigen Bischöfe. Eine Fülle von Details, mühsam aus Quellen erarbeitet, wird ausgebreitet.

Es ist selbstverständlich, daß der Verfasser als katholischer Priester die Dinge von einem dezidiert katholischen Standpunkt aus betrachtet. Er ist jedoch um Objektivität bemüht, was die Rezeption seiner Forschungsergebnisse in außerkatholischen Kreisen fördern wird. Seine Ausführungen lassen keinen Zweifel daran, daß in der damaligen konfessionellen Auseinandersetzung die beiden Lager mit gleichen Mitteln arbeiteten, in der Anwendung massiver Pressionen einander nicht nachstanden und sich in ihrer Intoleranz nicht im geringsten unterschieden. Das Werk ist, ohne dadurch seinen wissenschaftlichen Charakter zu verlieren, auch für historisch interessierte Laien gut lesbar, nicht zuletzt deswegen, weil der Autor den Stoff genau und übersichtlich gliedert, sich einer allgemein verständlichen Sprache bedient und weniger bekannte Begriffe wie „Rezeß“ (S. 155) oder „Järgergeld“ (S. 181 erläutert. Darüberhinaus erleichtern das umfangreiche Inhaltsverzeichnis sowie ein Orts- und ein Personenregister die Benutzung. Mit dem vorliegenden Band ist ein wesentlicher Beitrag zur Erforschung der Geschichte der Oberpfalz geleistet worden.

Johann Gruber

Renate Höpfinger, Die Judengemeinde von Floß 1648 – 1942, Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde in Bayern (Regensburg Historische Forschungen, Bd. 14) Kallmünz: Verlag Michael Laßleben 1993, 379 S. mit acht Anlagen, 28 sw. Abb. und 27 Familienstambäumen, kartoniert DM 78,–.

Die von der Philosophischen Fakultät III der Universität Regensburg im Sommersemester 1991 angenommene Dissertation über die Flosser Judengemeinde besitzt ein respektables Volumen; wobei die Qualität der Doktorarbeit durchaus Schritt hält mit der Quantität. Was Renate Höpfinger schreibt, ist fundiert; denn sie stützt ihre Aussagen in erster Linie auf viele bisher unbekannte Archivalien, Gerichtsakten, Briefe und Berichte von Zeitzeugen, in zweiter Linie auf die Forschungsergebnisse früherer Historiker.

Worum geht es? Nach der Vertreibung der Juden aus Nürnberg (1499), Regensburg (1519) und den Wittelsbachischen Landen (um 1555) standen im Bereich des Oberpfälzischen Raumes

vier Refugien zur Verfügung: Die Herrschaften Rothenberg (Schnaittach; 1498), Wolfstein (Sulzbürg; 1496), Störnstein (Neustadt a. d. W.; 14. Jahrhundert) und Leuchtenberg (Pfreimd; 14. Jahrhundert). Als im 17. Jahrhundert im Zuge der Gegenreformation Pfreimd (1619) und Neustadt (1684) als Wohnorte für die Juden ausfielen, traten Sulzbach (1666), der Reichstag in Regensburg (1664) und Floß (1684) an ihre Stelle. Hier setzt die zweieinhalb Jahrhunderte währende Geschichte der „jüdischen Landgemeinde“ Floß ein. Renate Höpfinger stellt die Probleme der Flosser Juden systematisch in vier Abschnitten dar. Diese sind: die Unterordnung unter die staatliche Obrigkeit, das Verhältnis zur Marktgemeinde Floß, die Organisation der Kehila (Gemeinde von Israeliten) selbst und die wirtschaftliche Betätigung. Zwei Besonderheiten der Flosser Israeliten kann man nicht übersehen:

- 1) Ihre sich über Generationen hin vererbende Armut und – damit verbunden – alle möglichen Schwierigkeiten; dazu
- 2) ihre räumliche und seelische – fast ghettoartige – Separation auf dem „Judenberg“ im Norden der Marktgemeinde.

Der Auflösungsprozeß der im Jahre 1840 391 Seelen zählenden Gemeinde begann 1848 mit der Auswanderung von 94 Personen, vorwiegend nach Nordamerika. Nach 1861, dem Jahr der Genehmigung der Freizügigkeit auch für die Israeliten im rechtsrheinischen Teil des Königreiches Bayern, kam es zur Abwanderung relativ vieler Flosser vor allem nach Weiden, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg und München. Bis zum Jahre 1933 hatte sich die Zahl der Flosser Juden auf 23 vermindert. 1942 lebten noch vier Israeliten in Floß, die im Osten ermordet wurden. Geblieben ist die im Jahre 1980 neu eingeweihte schöne Synagoge, geblieben sind die Toten auf dem Friedhof an der Flossenbürger Straße, geblieben sind die Häuser am Juden-berg.

Siegfried Wittmer

Otmar Nickl und Harald Fähnrich, Lebendiges Brauchtum der Oberpfalz. Herausgegeben vom Oberpfalzverein e. V., Weiden 1993, ISBN 3-92318-02-4, 296 Seiten mit zahlreichem Bildmaterial, Preis DM 36,80.

Die Autoren Otmar Nickl und Harald Fähnrich geben in dieser zweiten, stark erweiterten Auflage eine Bestandsaufnahme gegenwärtigen Brauchtums in der Oberpfalz wieder. Das Buch ist gegliedert in verschiedene Brauchkategorien, wie z. B. in die sehr detaillierten Abschnitte des Jahres-, Lebens-, Berufs- und Vereinsbrauchtums. Darüber hinaus finden die brauchtümlichen Überlieferungen der Volksfrömmigkeit, des Aberglaubens und der Volksmedizin Erwähnung. Zum Abschluß bietet das Kapitel über die „Althergebrachte Oberpfälzer Kost“ Einblick in verschiedene Nahrungsgewohnheiten. Das Register mit dem Adressenverzeichnis der 175 befragten Gewährspersonen, das Orts- und ausführliche Sachverzeichnis erlauben ein gezieltes Nachschlagen und vervollständigen diese eindrucksvolle Dokumentation von – manchmal erstaunlichen – Bräuchen in der Oberpfalz. Im reichlich vorhandenen Bild- und Skizzenmaterial werden unterschiedliche Handlungselemente veranschaulicht, die im allgemeinen zusammen mit den sozial sanktionierten Handlungssystemen mit Regelmäßigkeitscharakter Bräuche bestimmen.

In dieser Untersuchung lassen historisch fundierte Vergleiche zu früheren Brauchtümern in dieser Gegend sowohl den Wandel als auch das Verschwinden oder Neuentstehen konkreter Erscheinungsformen deutlich werden. Die Autoren enthalten sich hier bewußt der Deutung und vermeiden dadurch zeitbedingte Einseitigkeiten der Interpretation. Jedoch sind auch kritische Überlegungen zu Brauchtümern, wie sie im Nachwort angedeutet werden, lobenswert und legitim. Mit diesem Buch können die Verfasser zu Recht in die Nachfolge von Franz Xaver Schönwerth (1810–1886), dem Aufzeichner oberpfälzischer Volksüberlieferungen, eingereiht werden und es ist deshalb allen volks- und heimatkundlichen Interessierten nachdrücklich zu empfehlen.

Anita Zwicknagl

243

Christel Erkes: Die Regensburger Domschatzen, Begegnungen mit Theobald Schrems. Verlag Schauenburg 1993.

Wenn Schüler (im weitesten Sinn des Wortes) ihrem Lehrer, ihrem künstlerischen Leiter, einer musikalischen Vaterfigur, zum 100. Geburtstag und 30. Todestag eine Gedenkschrift widmen, so ist diese menschliche Geste doppelt hoch anzuschlagen in einer Zeit, in welcher gedankenlose Schnellebigkeit und schwaches Pietätsbewußtsein dergleichen Ideen kaum aufkommen lassen. Allein dieses Moment würde dem Buch schon Bedeutung und Interesse zusichern. Hier aber liegt noch viel mehr vor: auf dem Hintergrund der Biographie von Theobald Schrems wird ein Stück Geschichte dieses Jahrhunderts lebendig, deren Problematik sich noch immer vorschnellen Be- und Verurteilungen entzieht; es wurden darüber hinaus die großen Kapitel der Musikgeschichte „stile-antico-Tradition“, „institutum puerorum ex capella“ („Singknaben“ lautet der traditionelle terminus), „Caecilianismus“ angesprochen, Kapitel, deren Aufarbeitung, ungeachtet verdienstvoller Detailarbeiten, in der Musikologie bis heute noch nicht annähernd geleistet ist.

Dem Herausgeber-Ehepaar Erkes (sie sind auch als Autoren präsent) gebührt Dank und Anerkennung ebenso wie den anderen Autoren; welche zusammen mit ihnen diesem ausgewogenen Band Leben gegeben haben.

Der Leser wird – beabsichtigt oder nicht – dadurch dauernd in Atem gehalten, daß die biographischen Elemente von Schrems nicht nur mit jenen der ihm anvertrauten Buben innig verwoben sind, sondern auch mit den musikhistorischen Aspekten eines Ensembles, dessen Hauptanliegen die Pflege der Palestrina-Tradition darstellt. Es ist wahr, kaum in einem Jahrhundert wurde nicht irgendeinmal über den „Verfall der wahren Kirchenmusik“ geklagt; wann aber waren solche Klagen je berechtigter als in der Gegenwart? Was ist – europaweit – aus namhaften Knabenchören geworden? Das Buch gibt Mut, nicht sich der Desperation hinzugeben, sondern dort anzuknüpfen, wo eine Tradition noch lebt, in Regensburg, im Erbe des Theobald Schrems!

Die Aufgliederung der Biographie Schrems' in die einzelnen Lebensabschnitte, von verschiedenen Autoren betreut, verleiht der Arbeit eine staunenswerte Dichte aufschlußreicher Details. Manfred Knedlik erforscht Kindheit und Jugend von Schrems, ein Bild des späten Biedermeier zieht am Leser vorüber, er schildert die ersten Priesterjahre, seine erste musikalische Tätigkeit am bischöflichen Knabenseminar Regensburg. Christel Erkes behandelt das 1. Jahrzehnt als Domkapellmeister, das „Wiederaufleben der Regensburger Tradition“. Wieviel lebendige Musikgeschichte steckt doch in diesem Kapitel, mit all den größeren und kleineren Schwierigkeiten, welche einem maestro de cappella in der allerletzten Phase des Caecilianismus unterkamen! Karl Frank setzt sich behutsam mit der Rolle der Regensburger Domschatzen und ihres künstlerischen Leiters in den Jahren 1933–1945 auseinander: viele Einzelheiten, neue, nachträgliche Erkenntnisse belehren den Leser, daß mit pseudowissenschaftlichen Pauschalurteilungen, wie sie in den letzten Jahren in Mode gekommen sind, zwar Schlagzeilen zu machen sind, der Wahrheitsfindung jedoch nicht im geringsten gedient ist! Man glaubt da und dort förmlich einen Stoßseufzer Schrems' zu hören „Was soll ich jetzt tun?“. Geradezu dramatisch liest sich der Beitrag von Kurt Erkes über die letzten Tage des 2. Weltkrieges, weit ist unsere Vorstellungskraft von den Bildern jener Tage entfernt! – Der letzte Lebensabschnitt von Schrems, vom Kriegsende bis zu seinem Tod, wird in den Beiträgen „Zu Regensburg auf der Kirchturmspitze“ (Kurt Erkes) und „eine kritische Liebeserklärung in memoriam ... T. Schrems ...“ (Hans Niedermayer) dargelegt. Für diesen Zeitabschnitt nimmt natürlich die Errichtung des Musikgymnasiums eine zentrale Position ein, Georg Friemel widmet ihm seinen Beitrag. Das Herausgeber-Autorenpaar teilt interessante Aspekte zu Schrems als Musikpädagoge und Chorleiter mit. Hans K. Kandlbinder steuert seine Erinnerungen an die Domschatzenzeit bei und macht dem Leser in seinem Essay „Ich bete zu Dir im Gesange“ schmerzlich bewußt, wie sehr die ideale Einstellung eines Schremschülers zur musica sacra zum belanglosen U-Musik-Charakter des heutigen Kirchenmusikrepertoires kontrastiert, glücklich, wer noch aus der Erinnerung schöpfen kann! – Recht lebendig schildert Josef Wurm seine Domschatzenzeit 1934–38, großen Raum nehmen die Reiseberichte ein, es drängt sich förmlich der Vergleich mit den Wiener Sängerknaben auf! In literarischer Form gibt Albert von Schirnding seinem Abschied von Schrems wehmütig Ausdruck im Gedicht „Epitaph“, dessen Entstehung er erläutert.

In einem Dokumentationsblock werden zunächst die Mitarbeiter von Schrems biographisch kurz erfaßt, sodann geben eine breitangelegte Rezeptionsgeschichte und eine Auflistung des Repertoires einen Begriff von der Bedeutung und dem Ausmaß von Schrems' Lebenswerk; Bernhard Coers und Kurt Erkes haben diesen Teil betreut, in welchem der Humperdinck-Oper „Hänsel und Gretel“ ein verdienter Ehrenplatz zukommt. „Der Nachfolger“ betitelt G. Ratzinger seinen Beitrag; gewiß ist er der Nachfolger von Schrems, als welchen er sich bescheiden bezeichnet; besser dürften wir sagen: er versteht das Vermächtnis zu bewahren. Ihm und den Regensburger Domspatzen wären wieder verständnisvollere Zeiten für die musica sacra zu wünschen, daß im Palestrinajahr 1994 eine aurora musicae sacrae lucescet! Möge dieses wertvolle Buch auch in die Hände und unter die Augen derjenigen kommen, die Gewalt haben, Weichen zu stellen.

Leopold Kantner

Ergänzender Lit.-Hinweis der Redaktion:

Halter, Helmut: Die „Regensburger Domspatzen“ 1924–1945, in: *Staat, Kultur, Politik. Beiträge zur Geschichte Bayerns und des Katholizismus. Festschrift zum 65. Geburtstag von Dieter Albrecht*, hrsg. v. Winfried Becker und Werner Chrobak, Kallmünz 1992, S. 371–388.

ABBILDUNGSNACHWEIS

- Amberg, Josef Sandner: zw. S. 144/145, Abb. 5, 6.
–, Stadtarchiv: zw. S. 176/177.
- Bamberg, J. Müller: zw. S. 72/73, Abb. 4.
–, Stephanie Hacker: zw. S. 120/121, Abb. 1, 3, 4.
- Floß, Fred Lehner: zw. S. 144/145, Abb. 1, 2.
- Lübeck, Amt für Vor- und Frühgeschichte: zw. S. 192/193.
- München, Bayer. Landesamt für Denkmalpflege (Dieter Komma): zw. S. 144/145, Abb. 7, 8.
–, Diözesanarchiv: zw. S. 120/121, Abb. 6.
- Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum: zw. S. 72/73, Abb. 3, 6, 8.
- Passau, Gert Mader: zw. S. 208/209.
- Regensburg, Bayer. Landesamt für Denkmalpflege, Außenstelle Regensburg: zw. S. 72/73, Abb. 1a/b, 5 a/b.
–, Diözesanarchiv: zw. S. 120/121, Abb. 5.
–, Diözesanmuseum: zw. S. 120/121, Abb. 2.
–, Museen der Stadt: S. 64.
–, Karl Schnieringer: zw. S. 120/121, Taf. 1, 2.
–, Stadtarchiv: zw. S. 104/105.
–, Städt. Lichtbildstelle (Peter Ferstl): zw. S. 216/217, Abb. 1; zw. S. 220/221, Abb. 1, 2; zw. S. 144/145, Abb. 9–14; (Adolf Reisinger): zw. S. 144/145, Abb. 15.
- Stuttgart, Württembergisches Landesmuseum: zw. S. 72/73, Abb. 7.
- Weiden, Leonhard Brenner: zw. S. 144/145, Abb. 3, 4.
- Würzburg, Mainfränkisches Museum: zw. S. 72/73, Abb. 2.